



D i e n s t a g , a m 29. N o v e m b e r 1836.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

L e b e n s s c h a t t i r u n g e n .

(Bechluss.)

Ich kann es nicht fassen, Emilie! —

Sie lächelte: Hast Du niemals Menschen gesehen, zu denen es Dich wunderbar zieht, und solche, denen der Stempel einer höhern Abkunft auf die Stirn gedrückt ist? Die Alles idealisiren und im reinern Lichte sehen möchten? Denen man das Innerste vertraut und in deren Nähe Schmerz und Leidenschaft verstummen, deren Gegenwart die Gemeinheit flieht? Das sind die Wiedergekommenen!

Und was ist Euer Lohn im Himmel?

Herabzuschauen auf die Erde, in das Herz unserer Lieben. Hast Du Dich oft wunderbar erhoben, glücklich ohne einen äußern Grund gefühlt, dann war ich Dir nahe.

Aber wie kann es Euch Himmelsbewohner beglücken, herabzuschauen in unsern Jammer, in unser Wehe?

Wir wissen, daß Alles, was Euch Trübes begegnet, zu Eurer Erziehung gehört. Wenn der Keim in der Erde liegt, ist die Pflanze nicht vollendet, Sturm und Ruhe, Kälte und Sonnenschein, Schwüle und Gewitter gehören zu ihrer Entwicklung — wie viel mehr braucht nicht der Mensch von dem Momente an, wo er auf Erden erscheint. Wenn wir Gestorbenen herunter auf die Erde schauen, wie Ihr muthig den Schmerz um uns besiegt, da sind wir bei Euch — bei Euch, so oft Ihr vom Herzen unsern Namen ruft!

Und sage mir, wie ist es in der Hölle? —

Die Hölle ist ein ungeheuer großer Raum, da wohnen die Bösen, bis sie anfangen, sich eines andern Aufenthalts werth zu machen. Der Raum ist nur mit Luft gefüllt, über ihnen ein grauer Himmel, Keiner kann sich von seinem Plage entfernen noch mit einem Andern sprechen. Oft fallen Feuerflammen auf die Bösen herab, da grinsen sie still für sich hin, oft regnet es zauberisch-schöne Blumen, und sie möchten ihre Freude darüber einander mittheilen — aber sie können es nicht, und sie heulen vor Schmerz!

Sprich, wie ist's im Himmel?

Du wirst es erfahren! — sie verschwand.

Wenn Ihre Phantasie gesprochen hätte, würde ich Sie eine Dichterin nennen, — sprach nach einer langen Pause Gotthardt — aber der Traum ist interessanter für mich.

Ich habe, indem Sie sprachen, mit meinem geistigen Auge wieder eine Erscheinung gesehen, die ich zwei Mal im Leben hatte! — begann Antonio — Als ich noch ein Kind war, besuchte unser Haus sehr oft ein junger, schöner Mann, den ich außerordentlich liebte. Obgleich Eugen, dieß war sein Name, nie mit mir spielte, hing doch mein ganzes Herz an ihm, und obgleich er mich niemals gescholten hatte, ein Blick aus seinem großen, blizenden Auge war genug, mich im tollsten Uebermuthe zu zügeln. Als ich seinen Tod vernahm, wollte ich mich gar nicht trösten, und meine Aeltern schickten mich zu meiner Zerstreuung zu Verwandten. Dreißig Jahre später besuchte ich das Salzkammergut, es war im Mai, mein Herz war der schönen

Natur aufgethan, Liebe zur Erde war die Grundstimmung meiner Seele.

Eines Tages begegne ich auf meinen Wanderungen einem Manne, der mich wunderbar anzieht. Ich betrachte ihn näher — Eugen! rufe ich aus, er sieht mich schweigend an. Ich senke die Augen und hebe sie wieder zu ihm empor. Mein Eugen konnte er nicht seyn, denn dieser wäre jetzt sechszig Jahre gewesen, der Fremde zählte kaum dreißig und doch sah ich meines Eugen edle Gestalt, die feinen Hände, die regelmäßigen Züge, die blonden Haare. Nur die großen blauen Augen hatten das irdische Feuer verloren, sie gleichen den Augen eines Propheten, auf der Stirn schwebte ein räthselhafter Zug und das schöne Gesicht war blässer.

Ich redete ihn an, auch seine Stimme mußte ich schon gehört haben, denn sie traf wunderbar mein Herz, und doch hielt ein gewisses Etwas mich ab, ihm vertraulich zu nahen. Er entfernte sich bald und ich konnte nicht nach seinem Namen fragen, aber vergessen werde ich ihn niemals!

Auch mir ist es mit einem Menschen so ergangen, — sprach die Gräfin — doch lassen Sie uns davon abbrechen, unser Kranker wird zu nachdenklich und aufgereggt. Auf morgen also und dann ein anderes Thema.

F e u i l l e t o n .

X.

Ein französischer Schiffscapitain schrieb unangst an ein Journal, um die Alterthumsforscher auf ein mittelalterliches Denkmal zu verweisen, das sich in der Kathedrale von Chartres eingemauert befindet. Auf der Seitenfläche der Eingangsthürme sieht man in einer Nische eine Steinfigur, einen auf den Hintersüßen aufrechtstehenden Esel, der mit einer so weiten Draperie umgeben, daß die Körperform sich schwer unterscheiden läßt. Unter dem linken Vorderfuße hält das Thier eine große an seinem Halse hängende Eier, auf der es mit dem rechten Vorderfuße spielt. Das Ganze ist über Lebensgröße. Anfangs hieß diese Figur: *Pane qui vielle* (der Esel, welcher die Eier spielt); mit der Zeit aber ward diese Benennung verunstaltet und der Name herrschend: *Pane qui veille* (der Esel, welcher Wache hält). Ursprung und Bedeutung dieser Skulptur sind noch nicht ermittelt.

Bei angestellten Nachsuchungen zu La St. Chapelle fand man den Proceß der Jungfrau von Orleans in der Originalschrift. Am Rande ihres Verhörprotokolls ist ihr Portrait gezeichnet, das ohne Zweifel der Greffier in einem müßigen Augenblicke machte, und das seitdem allen Portraits der Jeanne d'Arc zum Muster diente.

Der Schüler Lamartine's, Baron A. E. Coppens in Dünkirchen, hat seine Poesieen unter dem Titel: „*Algues*“, veröffentlicht, und ist seiner eleganten, wohlklingenden Verse, wie seiner Gedankenfülle halber sehr in Vogue gekommen.

Simon Milutinowics hat eine neue Sammlung serbischer Volkslieder veranstaltet.

Max Wily. Götzinger's „deutsche Sprache und Literatur“ (Stuttgart, 1836.), wovon die 1ste Lieferung ausgegeben, verdient die Aufmerksamkeit aller deutschen Philologen, da hier von philosophischer Auffassung der Sprachwissenschaft, frei von pedantischer Behandlungsweise die Rede ist.

Der junge englische Dichter Robert Browning hat jüngst ein Drama „*Parazelsus*“ geschrieben, das sich als eine der selbstständigsten, geistreichsten und gelungensten Imitationen des Göthe'schen Faust herausstellt. Auch ist an sich schon der Charakter des Parazelsus, des großen Entdeckers in der Naturwissenschaft, noch viel großartiger als der des Quacksalbers Faust, und Parazelsus hätte schon lange eine poetische Rechtfertigung verdient.

Der bereits 18 Jahrgänge bildende „*Niederlandsche Muzen-Almanak*“ (Amsterdam, bei Immerzeel) enthält im 1836er Beiträge von 46 Dichtern und 1 Dichterin (Petro-nella Moens). Außerdem bringt er noch Poesieen aus dem Nachlasse von W. Bilderdijk, J. M. Kemper und G. Eoots.

Karl Friedr. Neumann hat so eben den „*Lehrsaal des Mittelreiches*“ (die Enzyklopädie der chinesischen Jugend und das Buch des ewigen Geistes und der ewigen Materie enthaltend) — zum ersten Male in Deutschland — herausgegeben, übersetzt und erläutert. Es ist dieß gewissermaßen ein chinesischer Schulkatechismus, und verdient mehr als ephemere Beachtung.

Die „*malerischen Reisen des Rheines und der Lahn*“ (bei Hölcher in Koblenz) sind, so viel davon vorliegt, als in Zeichnung und Stich vorzüglich, jedem Rheinreisenden zu empfehlen.

Die Chinesen wissen eine eigene Art, verpönte Briefe, in einem Ei verborgen, an den rechten Mann zu bringen. Sie zerschneiden den geschriebenen Brief in lange Stückchen, wovon jedes eine Zeile enthält. Diese Stückchen nummeriren sie mit Ziffern oder Buchstaben. In die Eierschale machen sie ein Löchlein oder Spältchen, daß die Papierstückchen hineinkommen können. Dann verkleben sie das Spältchen mit Kalk und Eiweiß, und schicken das Ei an seinen Ort ab.

F. Draso.

Schmetterlinge und Bienen.

— Die Herzogin von Abrantés hat ein reichhaltiges Werk versprochen: „Die Pariser Salons.“ Am besten würde über dieses Thema wohl ein Ausländer sprechen, weil die Franzosen, und noch mehr die Französinen, weder ihre Schwächen noch ihre Thorheiten, ja nicht einmal dasjenige kennen, was gut und liebenswürdig an der eleganten Pariser Welt ist.

— Eine neue Maitressengeschichte aus Ludwig's XV. Zeit macht a dato auf den Boulevard-Bühnen von Paris Glück. Die originellste Person des Romans ist der damalige Polizeipräfekt, welcher von seinen Spionen und Deslatores bloß zwei Worte schriftlich verlangte, um die Angeklagten aufzuknüpfen.

— Auch zu Ende dieses Winters soll wieder ein Dampfschiff die Touristen von Distinction im Mittelmeere spazieren fahren. Dasselbe wird dabei eine Variation machen, und wahrscheinlich Alexandrien und Cairo, Jerusalem (den Hafen) und Constantinopel besuchen.

— Scribe, und immer Scribe, hat eine neue Oper für Halevy geschrieben, die diesen Winter noch in Scene gesetzt werden soll. Müste Scribe Alles schreiben, was er schreibt, er müste mit allen Bieren arbeiten wie ein Vieh.

— Ich begeh ohne Zweifel kein Sacrilegium, wenn ich alle moderne Fabrikpoesie eine vierfüßige, viehmäßige nenne.

— Napoleon's Tric-Trac von Sanct Helena ist endlich auch als Reliquie in die Hände eines Engländers — des Capitain Morgan — gekommen. Der Kaiser bediente sich dieses Bretspiels täglich Stunden lang.

— Schon oft haben die Hosen Material zu politischen Dissertationen gegeben, insbesondere, wenn man von Leuten sprach, die keine Hosen hatten. Daß aber ein Poet aus ein Paar Beinkleidern von Tricot ein Vaudeville machen könne und werde, erlebte die Geschichte erst vor Kurzem an der Seine. Die Mache führt den Titel: „Casque en cuir et pantalon garance“, und die Pointe besteht in einer Hosenverwechslung im Boudoir einer — Adhjin.

— Die malitiosen Schweizer haben hübsche Verwandte des Herzogs von Montebello, Urheber des Krieges gegen Käse, Uhren und Pässe, ohne alle Rücksicht auf das Verdeck des Postwagens — die sogenannte Imperiale — gesetzt und in dieser Position über die Grenze transportirt. Pariser Zeitungen haben eine Elegie darauf gedichtet, ohne die Geschichte ungalant zu nennen.

— Alexander Ricord, ein Naturgeschichtlicher, unternimmt auf Staatskosten und mit einem besonders ausge-

rüsteten Schiffe Reisen nach Indien — um Pflanzen für die Medicin zu entdecken.

— Der Merkur von Schwaben erzählt, daß die Türken in Constantinopel, als sie in Folge des Emancipationsdecrets des Sultans Frauen des Harems auf der Gasse begegneten, vor Angst und Schreck davon liefen.

— Der charlatanische Pariser Componist und Director der vielbesuchten Volks-Concerte Musard, hat sein Institut einem Andern überlassen und in der rue neue Vivienne ein neues, noch viel größeres Etablissement gegründet, darin, außer einem Heere von Musikern, täglich auch Chor gesungen und Orgel gespielt wird. Die Orgel ist in Paris so gut wie unbekannt.

— Die Untersuchungen über das Alter der Obelisken haben das Resultat ergeben, daß es deren schon 2000 Jahre vor Christus gab, und daß unter andern der Obelisk von Lateran in Heliopolis 1800 Jahre vor unserer Aera errichtet wurde. Zur Zeit Psammetich's wurden die letzten errichtet, denn die Ptolomäer und Cleopatra transportirten die ihrigen bereits aus den Ruinen Oberägyptens, gerade wie es jetzt geschah. Man vermuthet, daß die ältesten Obelisken ganz formlose Klumpen und Säulen gewesen.

— Endlich haben sich ansehnliche französische Schriftsteller vereinigt, um mit Hilfe der Regierung vom Auslande Decrete gegen den Nachdruck zu erwirken. Da diese Wünsche für Frankreich wohl nicht befriedigt werden ohne Gegengarantie, so muß nothwendig daraus ein bedeutender Gewinn für den deutschen Buch- und Kunsthandel entstehen — vorausgesetzt, daß derselbe auch den Nachdruck zu fürchten hat in Frankreich.

— Herr von Cotta war bis jetzt beinahe der einzige deutsche Verleger, der durch den französischen Nachdruck beeinträchtigt wurde. Die Franzosen lesen kein Deutsch, Deutschland aber viel Französisch.

— Es ist jetzt die Frage, ob die Pfenniglitteratur dem Geschäft und der Literatur überhaupt nützlich oder schädlich sey, zu Gunsten derselben mehrmals entschieden worden. Von wem aber? Von den Autoren und Journalen der Verleger, die Papier- und Gedankenfabriken, Druckerpressen und Schriftgießerei mehr im Auge haben, wie die Erziehung, Bildung und Prosperität, mit einem Worte — die Veredlung der Intelligenz. Pfennigwerke für's Volk in Masse können nützlich seyn, sobald sich nur ein paar Hände damit befassen, sobald jeder Buchhändler und Schriftsteller auf hundertausend Abnehmer rechnet, folgt nothwendig das actuelle Debitverhältniß von 500 auf den Band, und zwar mit dem kolossalen Unterschiede, der zwischen Pfennig und Groschen stattfindet.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz: Nachrichten.

Aus München.

(Beschluß)

Die Oper, dieses mächtigste Mittel, um musikalisch auf die Menge zu wirken, hatte den Sommer über mit vielen Hindernissen zu kämpfen, die sich seitdem noch vermehrt haben. Krankheit hatte die beiden Tenoristen, die Herren Bayer und Hoppe, mehrere Monate von der Bühne entfernt gehalten, Mad. Spitzeder verlor ihre Stimme, und nur mit genauer Noth wurde es möglich, durch Gastspiele den gänzlichen Mangel eines Tenors zu ersetzen, während wir gar keinen Ersatz für Madame Spitzeder hatten, denn eine Dlle. Burghardt, auf die man rechnete, versprach zwei Mal, zu kommen, kam aber nicht. So konnte, selbst nachdem Hr. Bayer hergestellt war, nur eine neue Oper gegeben werden, nämlich „Jessonda“, von Spohr, die zwar in der Zeit nicht neu ist, aber hier zum ersten Male in die Scene kam. Diese Oper war mit großem Fleiße einstudirt, und die Darstellung ganz gelungen. Die Musik enthält viel Schönes, ist aber ihrem ganzen Charakter nach nicht dazu geeignet, eine stürmische Theilnahme zu erregen, sie fand indessen durch die wirklich vortreffliche Ausführung volle Anerkennung. Ganz vortrefflich waren Dlle. van Haffelt als Jessonda, Hr. Bayer als Nadori, Hr. Pellegrini als Oberbramin und Hr. Lenz als Tristan. Ausstattung und Scenerie ließen nichts zu wünschen übrig und das Ganze war eine vollkommen würdige Vorstellung. So gut als neu war „die Entführung aus dem Serail“, da diese Oper seit neun Jahren auf unserer Bühne nicht gegeben worden war. Sie wurde vortrefflich ausgeführt und brachte einen großen Eindruck hervor, was immer ein sehr erfreuliches Zeichen ist. Unter den Tenoristen, deren Gastspiel während der Krankheit des Hrn. Bayer unentbehrlich wurde, nennen wir zuerst Hrn. Diez, dessen Leistungen so vorzüglich ansprachen, daß er vom künftigen Frühjahr an hier engagirt ist. Herr Diez ist ein ausgezeichnete Sänger, seine Stimme ist kräftig, biegsam und vollkommen durchgebildet, dabei hat er Seele, Gemüth und viel Darstellungsgabe. Es konnte nicht fehlen, daß der Verein solcher Eigenschaften ihn befähigen mußte, einen großen Eindruck hervorzubringen, und sein Gastspiel übertraf in der That alle Erwartungen. Er trat auf als Melchthal in Rossini's „Zell“, und die Gunst, die er durch dieses Debüt sich erwarb, steigerte sich noch durch seine folgenden Rollen. Als Belmonte zeigte Hr. Diez seine gründliche musikalische Bildung, die, unabhängig von allen modernen Formenwesen, zu ergreifen und zu fesseln weiß, er war in dieser Partie unübertrefflich. Als „Robert“ zeigte er große Kraft im Vortrage. Sein Georg Brown in der „weißen Dame“ gehört zu dem Gelungensten, das wir in diesem Fache gehört haben. Er fand enthusiastischen Beifall. Die Intendanz ist durch das Engagement dieses ausgezeichneten Künstlers dem Wunsche des Publikums auf die dankenswertheste Weise entgegengekommen. Zugleich mit Herrn Diez gastirte hier Herr Staudigl aus Wien, gewiß einer der vorzüglichsten Bassisten Deutschlands, der auch hier sehr gefiel, was für ihn um so ehrenvoller ist, da wir an unserm Pellegrini einen Meister dieses Faches besitzen. Seine Stimme gehört zu den kräftigsten und angenehmsten, seine überraschende Tiefe ist voll und wohlklingend, seine Methode sehr gut, sein Vortrag lebendig und ächt dramatisch. Sein Sarastro, Osmin, Leporello und Bertram sind ausgezeichnete Leistungen. Höchst interessant war es, ihn in mehreren Opern mit Herrn Diez zusammenwirken zu hören. Eine sehr angenehme Erscheinung war Herr Cramolini aus Wien,

ein Tenorist, der besonders durch eine leichte, gefällige Methode und ein elegantes Spiel bemerkenswerth ist. Er gefiel am meisten als „Fra Diavolo“ und als Tybalt in Bellini's „Romeo und Julia.“ Herr Wurda vom Hamburger Stadttheater trat auf als: Masaniello, Belmonte, Othello, Sever („Norma“), Joseph, und Gualtiero im „Piraten“, und rechtfertigte, besonders als Joseph, Othello und Gualtiero, den ehrenvollen Ruf, der ihn unter die vorzüglichsten Tenoristen Deutschlands stellt. In seinen beiden ersten Rollen (Masaniello und Belmonte) fehlte ihm der volle Gebrauch seiner Mittel, er bezahlte, wie beinahe jeder Fremde, unserm frischen Alpenwinde seinen Tribut und ward heißer; dennoch ließ sich der gebildete, denkende Künstler nicht verkennen, und es fehlte nicht an Anerkennung, die sich jedoch in seinen späteren Rollen zum glänzenden Beifall steigerte, der sich durch Applaus und Hervorrufen aussprach. Einen so trefflichen Joseph als Herr Wurda war, habe ich seit Bild nicht gehört, und eben so ausgezeichnet war sein „Pirat“, worin er vom Publikum Abschied nahm, bei dem er ein ehrenvolles Andenken zurückgelassen hat. Ferner hörten wir Hrn. Kauscher vom Hoftheater in Hannover, der als Nadori, Georg Brown, Max im „Freischütz“ und Othello gleichfalls eine sehr ehrenvolle Aufnahme fand, und als Othello sogar Sensation machte. Hrn. Kauscher's Stimme gehört nicht zu den voluminösen, großartigen, sondern zu den lieblichen, leichtanschlagenden, er singt ohne die geringste Anstrengung, sein Ton ist sich stets gleich und sein Vortrag gebildet und geföhlt. Als Othello überraschte er durch Kraft und Ausdauer bei vollkommener Reinheit der Töne. Das Publikum erkannte diese treffliche Leistung, indem es Hrn. Kauscher nicht allein, wie in seinen früheren Rollen, am Schlusse der Oper, sondern auch während der Vorstellung hervorrief.

Aus Paris.

Am 12. November 1836.

Meine Manie, die Pariser zu schmähen, hat in diesen Tagen wieder mancherlei Nahrungstoff bekommen. O, wie viel erbärmliche und lächerliche Kreaturen habe ich kennen gelernt, wie viel gesellschaftlichen Unrath, wie viel öffentlich-tolerirte Niederträchtigkeit und privatissime docirte Vorterbüberei der gebildeten Welt habe ich angetroffen! Ich fühle mich glücklich, daß ich keinen Freund brauche außer meiner Feder, keinen Doctor, keinen Advokat, keinen Notar, keinen Zeitungsschreiber — denn ach, es giebt hier nicht einmal ein Genie, das unbemakelt ist vom Scalpirmesser der Mode.

Die Mode ist ein erschreckliches Phänomen, das die Menschen bewegt alles Heilige und Große, alles Schöne und Gute mit Füßen zu treten. Wer ihr huldigt, der ist verloren, der hat sein Glück, seine Ruhe, sein Vermögen verspielt.

Aus Mode opfert die Mutter ihr Kind, verräth der Bruder den Bruder, verkauft der Freund den Freund; denn diese Mode fordert von ihnen Taille, Kleiderpracht, Ansehen, Stellung im Staate. Aus Mode vergift man, daß man Verpflichtungen hat, daß man liebt, daß man ein Mensch ist und zur Gesellschaft der Menschen gehört. Die Gesellschaft selbst aber ist ihretwegen ein Kadaver geworden, der so wie die Individuen nach Mofchus, Ambition und Habsucht riecht; man fühlt sich bewogen, sie mit Füßen zu treten.

(Die Fortsetzung folgt.)